

Oben wohlhabende Privatpatienten, unten die Einheimischen: Chronische Defizite zwingen Spitäler zu einem politisch heiklen Spagat. Ein Augenschein im Oberengadin.

Von Guido Schätti

FOTOS: DANIEL MARTINEK / SPITAL SAMEDAN



Die Suite für Privatpatienten im Spital Samedan verströmt den Charme eines Nobelhotels. Erst das Bett zeigt, dass die Gäste nicht zum Vergnügen hier sind.

Regionalspital mit Sternekoch

Eine neue Corona-Mutation, die erstmals im Oberengadin auftaucht? Nichts, was die Ärzte und Ärztinnen im Spital Samedan in Panik versetzen würde. Die neue Notfallaufnahme verfügt über ein Schleusensystem für infektiöse Patienten. «Angesichts des nahen Flugplatzes mit internationalem Verkehr, aber auch wegen möglicher lokaler Ereignisse wie eines Chemieunfalls ist eine Isolationszone zwingend», sagt Christoph Jäggi, interimistischer CEO der Betreibergesellschaft des Regionalspitals.

In zwei Wochen wird die Notfallstation in Betrieb genommen. Zwölf Untersuchungskojen, ein Schockraum für die Erstversorgung Schwerverletzter, alles neu, weiss, funktional. Ein Dashboard zeigt den Ärzten, welche Kojen belegt sind und wohin die Patienten als Nächstes gelangen.

Für viele ist die nächste Station die Radiologie, die sich gleich dahinter tiefer im Berg befindet. Platzangst bekommt niemand, nicht einmal Patienten, die in den Magnetresonanztomographen müssen. Wer den Raum betritt, hat den Samedaner Dorfkern vor sich, der auf die Wand projiziert ist. Das schafft Heimatgefühle. In der Röhre können die Patienten die Netflix-Serie ihrer Wahl auf einem Flachbildschirm schauen.

Zwei Welten unter einem Dach

«Das neue Erdgeschoss ist das Herzstück unseres Spitals», sagt Gabriela Maria Payer. Die einstige UBS-Bankerin ist die oberste Verantwortliche für den Grossumbau. Für 35 Mio. Fr. wurden neue Maschinen angeschafft, Behandlungspfade der medizinischen Logik angepasst, Empfang und Cafeteria vom Mief der siebziger Jahre befreit. Als Nichtpolitikerin wurde Payer an die Spitze der Stiftung Gesundheitsversorgung Oberengadin (SGO) gewählt, hinter der elf Gemeinden stehen. «Ziehen wir das Ding durch?», fragte sich Payer vor zwei Jahren. Gerade war die Corona-Pandemie ausgebrochen, das Oberengadin ein Hotspot. Payer zog es durch.

Szenenwechsel. Vom fensterlosen Maschinenraum in den sechsten Stock hinauf. Der Blick schweift über die Ebene auf die frisch verschneiten Giganten des Berninamassivs. «Diese Berge, dieses Licht», schwärmte einst der Maler Giovanni Segantini, dessen Hausarzt Oskar Bernhard hier vor 127 Jahren das erste Spital im Oberengadin leitete. Die Aus-

sicht geniessen heute gut betuchte Patienten. 17 Privatzimmer befinden sich auf den beiden obersten Etagen, die Eckzimmer wurden zu Suiten ausgebaut.

Von der Bettwäsche über die Tapeten bis zum Dekor im Bad ist alles durchdesignt. Die Engadiner Lebensblume, ein Motiv, das sich auch auf den Sgraffiti der Häuser findet, soll den Genesungsprozess der Gäste fördern. Die Nespresso-Maschine ist Standard, die beiden Suiten haben auch eine Minibar, die auf Wunsch mit Champagner bestückt wird. Martin Künzli, früher Küchenchef im St. Moritzer Nobelhotel Monopol mit 17 Gault-Millau-Punkten, verwöhnt die Patienten mit Thunfisch-Tataki und Rindsfilet. Ein Gast brachte auch schon den eigenen Butler mit.

Fünf Stockwerke liegen zwischen dem Luxus oben und der Hightech unten. Dazwischen befindet sich die Allgemeinabteilung, deren Linoleumböden und Holztafer noch aus Anfangszeiten stammen. Die Etagen trennt eine soziale und ästhetische Kluft. Und doch bedingen sich die beiden Welten. Die eine wäre ohne die andere nicht möglich.

Das Spital Samedan betreibt den Notfall nicht nur im Winter, wenn täglich bis zu 100 verletzte Skifahrer, Boarder und britische Skeleton-Piloten mit Milzriss angeliefert werden, sondern auch in der Nebensaison, wenn die Zahl der potenziellen Patientinnen und Patienten von 120 000 auf 20 000 schrumpft. Die Geburtenabteilung muss 365 Tage im Jahr sicherstellen, dass auch morgens um 4 Uhr innerhalb von 15 Minuten mittels Kaiserschnitt ein Kind auf die Welt gebracht werden kann.



Koje in der neuen Notaufnahme.

Und für die durchschnittlich drei Tage im Jahr, in denen das Engadin von der Aussenwelt abgeschnitten ist, braucht es eine Notversorgung.

Das kostet. Zwar zahlen Gemeinden und Kanton Zusatzbeträge für Leistungen, die ihnen besonders wichtig sind. Doch die Rechnung geht auch dann nicht auf. Zu gross ist der Aufwand für Personal und Infrastruktur, die in Reserve gehalten werden müssen, um für die Ausnahmesituation gewappnet zu sein. «Ein Teil der Vorhalteleistungen zahlt uns niemand», sagt CEO Jäggi.

Ohne die Reichen geht nichts

Hier kommt der sechste Stock ins Spiel. Die Tarife der Privatpatienten decken nicht nur die Nespresso-Maschine und die Lebensblume auf dem Duvet, sondern auch die Defizite in der Grundversorgung. Privatversicherte und Selbstzahler sind die besten Kunden der Spitäler. «Ein Anteil von 18 bis 20% Privatversicherter ist nötig, sonst wird die Finanzierung schwierig», sagt der Gesundheitsökonom Tilman Slembeck. In Samedan machen Privatpatienten 30% aus.

Die Dualstrategie zwischen Basisversorgung und Nobelklinik ist keine Engadiner Spezialität. Entdecker und inoffizieller Schweizer Meister der Disziplin ist der Nidwaldner Spitaldirektor Urs Baumberger. Der frühere Hirslanden-Manager richtete das Spital Nidwalden konsequent auf Selbstzahler und Privatversicherte aus. Die Innerschweizer Tiefsteuerstrategie bescherte ihm ein stetig wachsendes Kundensegment. «Es ist ein offenes Geheimnis, dass Zusatzversicherte generell überproportional mehr bezahlen», sagt Baumberger. Davon profitierten unter dem Strich Grundversicherte und Allgemeinheit.

Im Vergleich mit Stans hat Samedan beim Geschäft mit den Reichen noch Luft nach oben. «Wir haben Freude an unseren Suiten, bei der Nutzung sind wir aber noch nicht supersmart», sagt VR-Präsidentin Gabriela Maria Payer. Die heutigen Privatpatienten sind Feriengäste und Einheimische, nicht aber superreiche Gesundheitstouristen. Mit dem Flugplatz gleich vor der Tür hätte Samedan beste Voraussetzungen, doch die Klientel wird bereits von spezialisierten Kliniken wie Bad Ragaz beackert. «Damit wirklich Geld zu verdienen, ist schwierig», sagt Payer. «Als Selbstzweck machen wir das nicht. Am Schluss muss die Basisversorgung profitieren.»

«Es ist ein offenes Geheimnis, dass Zusatzversicherte überproportional mehr bezahlen.»



Nobles Design und warme Farben im Badezimmer.



Verwaltungsratspräsidentin Gabriela Maria Payer.

Doch das Geschäft mit den Reichen ist bedroht. Die Branche ist nervös. Die fetten Gewinne im Privatbereich haben die Finanzmarktaufsicht auf den Plan gerufen. Bei Kontrollen stellte sie fest, dass gewisse Spitäler - Samedan gehörte nicht dazu - den Privatversicherten Leistungen doppelt verrechneten oder Phantasiepreise verlangten. Nun müssen die Spitäler den Nachweis erbringen, dass alles rechtens ist. Bisher seien die Verhandlungen mit den Versicherungen gut verlaufen, sagt Jäggi, man habe den Zusatznutzen belegen können. Beunruhigt ist er trotzdem: Sollte die Aufsicht die Margen kappen, wäre die Querfinanzierung vorbei. Zu spüren bekäme das auch die Normalbevölkerung.